

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.

N^o 41. 1893.

Mein und Dein.

Novelle von Paul Blumenreich.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Frau Breyer ist, trotz aller Mühsal, noch immer eine stattliche Frau, der man es ansieht, daß sie bessere Tage erlebt hat. Die Tochter sieht etwas blaß und verkrümmert aus; aber um so schöner leuchten ihre großen blauen Augen aus dem zarten, blassen Gesicht. Auch ihr merkt man die bessere Erziehung an.

Beide waren sehr besorgt gewesen, wo ihr Miether so lange blieb, denn sie waren das gar nicht an ihm gewöhnt. Er pflegte nur Sonntags auszugehen, meist in's Theater, und auch dann rechtzeitig heimzukommen.

„Ich habe gekneipt,“ sagte Möhring mit mattem Lächeln. „Aber erschrecken Sie nicht, Frau Breyer — es war nicht schlimm — ich bin ganz nüchtern, und es kommt auch so bald nicht wieder vor! Viel, viel schlimmer ist es, daß Sie und Fräulein Frida so lange arbeiten.“

„Eine Postarbeit,“ versetzte Frau Breyer, „morgen früh — das heißt: heute früh um Acht muß geliefert werden. Mir schadet's auch nicht, wohl aber Frida. Ich habe sie schon gescholten, daß sie nicht zu Bette ging, aber sie hört nicht. Nun aber sind wir wirklich gleich fertig. . . Ich mache Ihnen noch rasch eine Tasse Kaffee, Herr Möhring — es geschieht gerne.“

Er hatte Mühe, das Anerbieten der geplagten Frau abzulehnen. „Machen Sie doch nur, daß Sie zur Ruhe kommen, ich thue dasselbe,“ und ging rasch nach seinem Zimmer, welches trotz der „Postarbeit“ wie immer sauber und sorgfältig aufgeräumt war.

Drißen klapperte die Maschine weiter; und doch mußten die armen Frauen wieder zeitig auf sein, um die kleine Wirtschaft in Ordnung zu halten, die Kinder zur Schule zu bringen, die Arbeit abzuliefern u. s. w.

Nun lag er auf seinem Bett und starrte in die Dunkelheit. An Schlaf war nicht zu denken. „Ach, wie elend ist das Leben,“ dachte er. „Da plagen sich diese guten, redlichen Menschen bis zur Erschöpfung, die ganze Nacht hindurch, während Andere schlummern

und das Geld auf die Straße werfen — das Geld — das Geld!“

Für Frau Breyer hätten wenige hundert Mark genügt, um ihre Existenz ganz wesentlich zu bessern: eine einzige Stube mehr und noch zwei Maschinen, um ein paar Hilfsarbeiterinnen beschäftigen zu können. Geschickt und fleißig, wie sie war, fehlte es ihr nicht an Arbeit; aber der Tagesbedarf zehrte Alles auf.

Seit zwei Jahren, seit welchen er bei Frau Breyer wohnte, drehte sich das Sinnen und Trachten der Familie um diese neuen Nähmaschinen. Und zu Möhring's Zukunfts träumen gehörte auch der, seiner Wirthin einmal ein paar hundert Mark vorstrecken zu können. Wenn nur er vorwärts käme!

Da fällt ihm etwas ein. Wo steht es denn geschrieben, daß man gefundenes Geld gleich abgeben muß? Wenn er's nur zwei, drei Monate behalten könnte! Auf das fertig gestellte

Modell hin würde er doch sofort Kapital erhalten. Ist es nicht beinahe eine Thorheit, das Geld sogleich wieder fort zu geben, welches in seinen Händen so viel Gutes stiften kann? Er will das Geld ja nicht unterschlagen — er will es nur für kurze Zeit, sozusagen leihweise behalten, es in gewissenhafter Arbeit redlich verwerthen, dem Verlustträger vielleicht mit Zinseszins zurückgeben. Fällt das Unrecht, welches in dieser Zwangsanleihe liegt, gegen Alles das, was er mit dem Gelde erreichen kann, in die Waagschale? Mit einem Schlage vermag er ein angesehenen Mann zu werden, kann er Otilien erringen, Frau Breyer helfen, unbeschreiblich viel Gutes thun!

Nein, er wäre ein Thor, wenn er diesen Vortheil, den ihm der Himmel zu senden scheint, sich entschlüpfen ließe.

„Ich behalte das Geld!“ ruft er laut in die Dunkelheit hinein. Dann erschrickt er über den Klang seiner Stimme. Nebenan aber klappert noch immer die Maschine — Niemand hat ihn gehört. Die Guten dort drinnen ahnen nicht, wissen nicht, daß er im Begriffe ist, ein unredlicher Mensch zu werden.

2.

„Ach Gott, wieder nichts!“ sagte Fritz Elbe, der zweite Faktor der Bohnemann'schen Druckerei, und legte das Zeitungsblatt enttäuscht zur Seite. „Nun heißt es wieder warten bis zur vierten Ziehung!“

Es war ein rothblonder, behäbig aussehender junger Mann, der in dem kleinen Seherjaale herrschte, wie Ernst Möhring im Maschinenjaale. Das Personal versammelte sich eben Morgens, die Arbeit hatte noch nicht begonnen. Möhring stand da, blaß, düster, wie geistesabwesend. Aber Niemand beachtete das. Man wußte, daß seine Erfindung ihm im Sinne lag, und er war deswegen schon genug geneckt worden.

„Wieso wieder nichts?“ frug er zerstreut.

„Ich habe wieder nichts gewonnen in der preussischen Lotterie,“ klagte Elbe.

„Wozu brauchen denn Sie Geld?“ meinte Möhring fast barsch.

„Gerade, weil ich keine große Erfindung in der Tasche habe,“ ver-



Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe. (S. 323)

setzte der Blonde. „Ich will heirathen — das ist auch eine schöne Erfindung.“

„Sie können doch heirathen,“ beharrte Möhring ungeduldig; „Ihre Stellung muß dazu doch ausreichen.“

„Wir haben nichts,“ entgegnete Elbe, „die Kläre und ich. Mit gar nichts kann man doch keine Wirtschaft anfangen.“

„So legen Sie sich was zurück,“ murzte Möhring, dem die Sorgen Elbe's sehr kleinlich erschienen.

„Das geht zu langsam,“ seufzte der Faktor, „da könnten wir ja graue Haare dabei kriegen. Wenn ich nicht in der Lotterie gewinne oder eine gespickte Briestafche finde, so ist's vorläufig nichts.“

Möhring zuckte zusammen und warf einen scheuen Blick nach dem Kameraden. Ahnte dieser...? Nein, das war ja ganz unmöglich! Er schwachte nur in's Blaue.

Elbe hatte indeß nach der Manuskriptenmappe gegriffen, um die Arbeit zu vertheilen — er hatte offenbar nicht bemerkt, wie erregt Möhring war. Dennoch fuhr dem Letzteren der Gedanke durch den Kopf: hätte dieser als musterhaft ehrlich geltende junge Mann den Fund pünktlich abgegeben?

Möhring trug die Briestafche bei sich — er fühlte sie ordentlich auf seiner Brust. Entschlossen war er noch nicht; er wollte sich die Sache tagsüber bedenken. Vielleicht fiel ihm auch noch etwas ein, was er versuchen konnte, um sich auf einem anderen Wege Kapital zu beschaffen. Jedenfalls konnte man abwarten, bis die Anschlagssäulen oder die Zeitungen eine Kunde von dem Verlust brächten. Dann war's noch immer Zeit.

Elbe setzte indeß des Weiteren auseinander, wie er und Kläre nichts hätten, als kleine Schulden. Die Eltern des Mädchens waren auch besonders streng; man konnte nicht einmal das bißchen Jugend genießen. So hatten sich denn die Liebesleute in den Kopf gesetzt, in der Klassenlotterie zu gewinnen. Und nun war's wieder nichts!

Auch Möhring hatte einen Loosantheil zugleich mit Elbe erstanden, aber er dachte gar nicht daran, daß er gewinnen könnte. Er wollte nicht ohne Verdienst, nicht ohne Mühe zu Gelde kommen. Heute Morgen allerdings hatte er das Loos zu sich gesteckt, ohne auch nur an die gestrige Ziehung zu denken. Er wollte sehen, es irgend einem Kollegen anzuhängen, weil einige Ausgaben in der letzten Zeit, unter Anderem der gestrige Exceß, seine Barschaft erschöpft hatten. Eben ertönte der Pfiff der Dampfpeife, der Arbeitstag begann. Die großen Schwungräder freilich rühren sich noch nicht; aber die Wellen, über welche die Transmissionsriemen gespannt sind, kommen schnell in Bewegung. An der zweiten Maschine sind die Lehrburschen mit dem Waschen der Farbewalzen beschäftigt; die erste erwartet jene große Form, welche in diesem Augenblick zwei Mann aus dem Seher'saale hereintragen. Nun ertönt das Klopfen des Schlägels, welcher die etwa hervortretenden Typen mit den anderen gleichstellt, ein Zeichen, daß die Form druckfertig.

Im Maschinenaal glaubten Alle, ihr Meister sei noch nicht ganz nüchtern, so ganz verändert, blaß und zerstreut war er. In Wahrheit brütete Möhring über dem Einen: würde Elbe die Briestafche zurückgeben, wenn er sie gefunden hätte? Auch er war in einem solchen Falle offenbar einer großen Versuchung ausgesetzt. Er war ein fleißiger, tadelloser Arbeiter, sonst aber etwas leichtfertiger Natur. Seit zwei Jahren hatte er ein Verhältniß mit einer hübschen Putzmacherin, die bei ihren Eltern wohnte. Aber Keines von ihnen kam dazu, etwas zu eriparen. Kläre puzte sich gar zu

gern, und Friß amüsierte sich gar zu gern. Vor einiger Zeit hatten die meisten Kollegen in der Druckerei Loosantheile gekauft und seither phantasierte Elbe vom „Herauskommen“, mit einem großen Gewinn.

Heute hatte er wieder einmal nichts gewonnen. Wenn nun heute die Versuchung an ihn heranträte —

Während des ganzen Vormittags wüthete ein furchtbarer Kampf in Möhring's Innern, ein Kampf zwischen Gewissen und Begierde. Jeden Augenblick wollte er aufspringen, sich für eine halbe Stunde entschuldigen und die Briestafche zur Polizei tragen.

Dennoch that er es nicht, der Dämon in ihm war mächtiger! —

„Ist der Vater hier?“ Mit diesen Worten war ein schönes junges Mädchen in den Maschinenaal getreten, Ottilie Bohnemann, die Tochter des Prinzipals. In ihrem dunkelblauen, pelzverbrämten Kostüm sah sie aus wie eine Dame der großen Welt. Freundlich lächelnd und nach allen Seiten grüßend, wie eine kleine Königin, schritt sie zwischen den schwirrenden, tausenden Maschinen hindurch.

Möhring wurde ihrer nicht gewahr, bevor sie nicht dicht vor ihm stand und nochmals fragte: „Ist der Vater nicht hier?“

Nun schnellte der Maschinenmeister empor, stotterte verwirrt eine Antwort und wurde ganz roth dabei; doch hatte er die Frage noch immer nicht verstanden.

„Sie träumen ja, Möhring, Sie träumen ja mit offenen Augen,“ rief Elbe, der eben einer letzten kleinen Korrektur halber hereingekommen war.

„Lassen Sie ihn träumen,“ sagte Ottilie freundlich. Das kleine Bürgermädchen hatte wirklich die Manieren einer großen Dame. „Aus ihm wird noch etwas Großes — passen Sie auf!“

Und mit anmuthigem Kopfnicken ging sie weiter, nach dem Seher'saale, um ihren Vater dort zu suchen.

Wie ein elektrischer Schlag hatten die Worte des jungen Mädchens Möhring getroffen. Ottilie glaubte an ihn... Vielleicht hatte sie gar eine Ahnung, daß ihr Vater ihn wie einen Narren, wie einen dummen Jungen behandelt hatte, und nun wollte sie ihn trösten, erheben! Wenn sie Recht hatte — wenn noch etwas Großes aus ihm werden sollte!... Hatte er dann nicht ein moralisches Recht, das Geld zu behalten, um seine Ideen zu verwirklichen?

Und von diesem Augenblick an zweifelte Keiner mehr an seiner Nüchternheit; er war ganz ruhig geworden.

Aber schon Mittags, als er mit Elbe in das Speisehaus ging, kamen die nagenden Zweifel wieder. Da ging er neben einem ehrlichen Menschen, unter ehrlichen Menschen, denn die Vorübergehenden saßen ja alle so ruhig und zufrieden aus; und er selbst stammte aus einer tadellos ehrenhaften Familie. Andererseits — wer weiß, wie viele sonst ehrenwerthe Menschen Funde zurückbehielten, weil sie dieselbe als eine Art von Glücksfall betrachteten.

Also — er wollte es auf eine Probe, wirklich auf eine Probe ankommen lassen.

Während er mit Elbe das einfache Mittagmahl verzehrte, und Jener in kindischer Weise von dem möglichen Gewinn in der nächsten Ziehung plauderte, entwarf Möhring seinen Plan. Er hatte sein eigenes Lotterielos nur flüchtig in die Westentasche gesteckt. Das Lokal war bereits halb geleert, da stand Möhring auf, um sich aus einem entfernten Winkel desselben eine Zeitung zu holen. Bei dieser Gelegenheit verlor er in unauffälliger Weise, während er die Uhr zog, absichtlich das Loos; dann setzte er sich mit völlig unbefangener Miene nieder, um seine Zeitung zu lesen. Sein

Kollege trommelte eine Weile gelangweilt auf den Tisch, dann ging auch er, um sich nach einer Zeitung umzusehen. Anscheinend ohne von seiner Lektüre aufzublicken, gewahrte Möhring, wie Jener das Papier bemerkte, sich danach bückte und es aufhob.

„Haben Sie noch Ihr Loos?“ frug Elbe nach einer Weile.

„Jawohl, ich habe es zu Hause,“ entgegnete Möhring.

„Da sehen Sie nur,“ fuhr Elbe fort, „da lag eines hier auf dem Fußboden. Ich dachte, es wäre das Ihre.“

„Nein, ganz bestimmt nicht,“ versicherte Möhring.

„Nun, so hat es irgend Jemand verloren, der hier in der Nähe saß,“ meinte Jener; „es wird noch mehr Leute geben, die auf den 30. September, als auf den letzten Ziehungstag gehofft haben. Na, ich will doch gleich sehen, ob der Mann etwas gewonnen hat.“

Er studierte jetzt sorgfältig die Ziehungsliste. „Auch nichts, natürlich! Ich möchte nur wissen, wer immer die Treffer macht!“

Möhring hörte kaum, was der Andere sprach. Er hatte, um seinen qualvollen Zweifeln ein Ende zu machen, den fatalistischen Ausweg gefunden: erwies sich der ganz unbescholtene Kollege als ehrlicher Finder, der nach dem Verlustträger forschte, so wollte er, Möhring, mit seiner Briestafche dasselbe thun.

Zwei Tage vergingen. Elbe erwähnte das gefundene Loos nicht weiter. Nun konnte Möhring nicht umhin, ihn zu fragen: „Was ist denn aus dem Loose geworden, dessen glücklicher Finder Sie vorgestern waren?“

„Hat sich was — glücklicher Finder! Das Loos ist ja nicht gezogen worden.“

„Nun,“ meinte Möhring, „es kann ja in der vierten Klasse noch herauskommen.“

„Das wollen wir abwarten,“ entgegnete Elbe sorglos, „und dann — dann werde ich den glücklichen Verlierer schon zu finden wissen. Kommt's aber nicht heraus, wozu ihn erst unnütz aufregen? Uebrigens,“ fügte er in seinem leichtfertigen Tone hinzu, „wenn's lohnt, werde ich mir die Sache doch noch überlegen!“

„Was — überlegen?“ fragte Möhring aufhorchend.

„Nun,“ meinte der Andere, „es weiß doch Niemand, als Sie und ich! Und Sie — Sie werden doch wohl reinen Mund halten — wie?“

„Natürlich würde ich das,“ bestätigte der Maschinenmeister eilig.

„Na, sehen Sie,“ fuhr Jener befriedigt fort, „das laß ich mir gefallen. Weshalb paßt denn so ein dummer Mensch nicht auf! Wenn Einer schon einmal die Aussicht hat, ein Achtel des großen Looses zu gewinnen, dann soll er damit nicht so herumwerfen — meinen Sie nicht auch, Kollege?“

„Versteht sich, lieber Elbe!“

„Abgemacht — wenn's lohnt, dann wird geheirathet!“

„Auf Kosten des glücklichen Verlierers,“ bemühte sich Möhring zu scherzen.

„Abgemacht!“ Und Elbe pfiff sich eine lustige Melodie.

Möhring fühlte, wie ihn ein Schauer überlief. So hatte das Schicksal wirklich gesprochen! —

Ruhig und gefaßt kam er Abends nach Hause. Er hatte nur eine zerstreute Antwort auf Frida's theilnehmende Frage, warum er so bleich und verstört aussehe. Mit einer flüchtigen Ausrede eilte er in sein Stübchen, schloß die Thür von innen und öffnete sein Pult.

Da hielt er sie nun in der Hand, die schicksalsschwere Briestafche!

Noch einmal zogen tausend Möglichkeiten,

wem sie wohl gehören könne, durch sein überreiztes Hirn. Immer aber kam er zu demselben Schlusse: sie gehörte einem Lebemann, einem Wüftling, und dem Unbekannten geschah es ganz recht, daß er um seinen Besitz kam.

Nun hatte Möhring die Tasche geöffnet und die neuen, sauberen Banknoten herausgenommen. Diese Banknoten trugen kein Zeichen des Eigenthums, sie gehörten Demjenigen, der sie zwischen den Fingern hatte, der in der Lage war, sie zu verausgaben. Wenn man nach Tagen, Wochen oder Monaten dieselbe Anzahl gleichwerthiger Noten in diese Brieftasche zurücklegte, so waren es sozusagen dieselben!

Das Geld ist etwas Unpersönliches und es gehört in die Hand Desjenigen, der es am besten und vernünftigsten zu benutzen weiß. Und wie konnte er dieses Geld benutzen, es war sein Schicksal, sein Lebensglück, welches er da zwischen zwei Fingern hielt! Reichthum, Ruhm, der Besitz des geliebten Mädchens, Alles hing an diesem Gelde; ja, diese elegante Brieftasche, mit dem Kapital darinnen, die sich so wunderbar ausnahm in seiner dürftigen Stube, bei dem Lichte der kleinen Petroleumlampe, sie war ihm wie vom Himmel gefallen.

Möhring behielt das Geld unwiderruflich! — Mit bebenden Händen faltete er die Banknoten zusammen und zwangte sie in sein abgegriffenes Notizbuch. So lange sie in der fremden Brieftasche waren, erschienen sie ihm nicht als sein Eigenthum.

Nun war es sein Geld. Wer mochte es den Banknoten ansehen, daß sie nicht immer sein gewesen? Er hatte den Muth gehabt, zuzugreifen; ja, ja, es war nun sein Geld!

Aber die leere Brieftasche — vor der graute ihm. Am liebsten hätte er sie gleich vernichtet; doch es war kein Feuer im Ofen; zwar er konnte welches anmachen, aber wie leicht wäre das aufgefallen, und das Lederzeug blieb auch jedenfalls in der Asche zurück. Am Ende war es besser, die Tasche unvermerkt irgendwo in's Wasser zu werfen. Und während dieser Erwägungen erfaßte ihn ein unbestimmter Schrecken, ein Abjehen vor sich selbst. Plötzlich erschien er sich als Verbrecher, der die Spuren seiner Unthat verwischen will.

War er denn ein solcher Verbrecher? Er betrachtete die Tasche ja nur als geliehen, und er hatte ja die feste Absicht, dieselbe dem unbekannten Eigenthümer mit dem vollständigen Inhalt wieder zurückzustellen. Warum also die Tasche vernichten, die nicht sein Eigenthum war, die er nur in Verwahrung hatte? Im Gegentheil, er mußte sie wohl verschließen für den unbekannten Eigenthümer.

Zwei bis drei Monate. Dann steckte er das Geld wieder in das Portefeuille zurück und ging aus, den Verlustträger zu suchen. So lange sollte ihm die Brieftasche eine Mahnung sein an sein Gelöbniß, den Fund so zurück zu erstatten, wie er in seine Hände gelangt war, ganz unverfehrt.

Die leere Brieftasche sollte ihn täglich daran erinnern, daß sein Unternehmen ihm gelingen müsse, weil er das dazu verwendete Kapital zurück zu erstatten hatte.

Wenn, das würde sich finden. Aber er schwor es sich mit einem heiligen Eide zu, es würde geschehen.

3.

Der Druckereibesitzer Bohnemann wohnte in seinem eigenen, mäßig großen Hause, und zwar im Hochparterre; er sowohl wie seine Frau hatten die schlichten Lebensgewohnheiten ihrer Herkunft beibehalten und den eleganten ersten Stock an einen pensionirten Major v. Nauen vermietet. Bohnemanns freuten sich, wenn seine Leute in ihrem Hause wohnten, und zwar um so mehr, als ihre jüngste Tochter

Ottilie mit den Töchtern des Majors Freundschaft schloß.

Der Buchdrucker hatte drei Töchter, von denen die beiden älteren bereits an tüchtige, gut situirte Geschäftsleute verheirathet waren. Ottilie war die hübscheste und begabteste von ihnen; schon in den besseren Zeiten groß geworden, sorgfältiger erzogen — ein Mädchen von tadellosem Verhalten, aber dennoch ein wenig anspruchsvoll. Im Stillen sehnte sie sich hinaus aus dem philistrischen Kreise des Elternhauses. Nicht nach Glanz und Luxus — ihre Eltern erfüllten ja gerne jeden ihrer Wünsche — wohl aber nach feineren Umgangsformen, nach gebildeter Sprache, nach einer schöngestirnten Atmosphäre — nach dem Parfüm der großen Welt.

Mit weiblichem Scharfblick hatte sie bemerkt, daß der Maschinenmeister Möhring sie verehrte. Natürlich kam er ihr als Bewerber nicht in Betracht — dazu wollte sie selbst zu hoch hinaus. Trotzdem mißfiel ihr Möhring nicht; mit seinem ernsten, in sich gehenden Wesen, seinen lodernden Blicken, dem Betragen eines gebildeten und denkenden Mannes, hob er sich sehr vorteilhaft ab von dem übrigen Personal der Druckerei.

Wenn er nur nicht immer schmutzige Hände gehabt hätte! Beinahe ärgerte sie sich über sich selbst, aber sie sah immer zuerst diese schmutzigen Hände, welche sie an die harte mühevollen Jugend ihres Vaters erinnerten.

Möhring wurde mitunter zu Bohnemanns geladen; dann hatte er sich natürlich die Hände sorgfältig gewaschen. Aber weiß wurden sie niemals — es waren eben die groben Hände der Arbeit.

Inzwischen hatte Ottilie ihr Herz anderweitig vergeben. Vielleicht waren es Edgar v. Niedberg's wohlgepflegte Hände, die zuerst ihr Wohlgefallen erregten. Diese schlanken, weißen Hände, die ihr ein Märchen zu erzählen schienen von einem schönen Leben des Genusses, des reizvollen Müßigganges. Eine ernsthafte Natur, wie sie war, sagte sie sich selbst, es sei unrecht, sich diesem Zauber hinzugeben. Aber der Zauber war stärker, als sie. Die aristokratische Erscheinung, das ritterliche Wesen, die ganze vornehme Art Edgar's nahmen sie völlig gefangen. Er hatte das streng erzogene Mädchen sogar zu heimlichen Stellbischen bewogen, und auch heute war ein solches angelegt.

Mit leichtem Herzklopfen trat Ottilie Bohnemann in die Konditorei, wo Edgar sie erwarten sollte. So glücklich sie sich gefühlt hatte, dem vornehmen jungen Manne zu gefallen, so oft sie in Romanen Nähnliches gelesen, so oft ihre Vertraute, Ida v. Nauen, sie zu beruhigen versucht hatte — ängstlich und bekümmert fühlte sie sich doch bei diesem Stellbischen. Ida sagte immer, das Heimliche an der Liebe sei das Schöne, und am Ende war es auch wohl so, aber ängstlich blieb die Sache doch.

Sie hoffte, Edgar schon in der Konditorei vorzufinden, aber das war eine Täuschung; er war nicht da, und ihr schien, als müsse man ihr ansehen, daß sie hier auf Jemand warte.

Sie nahm ein Stück Kuchen mit Schlagjahn, ohne dieses berühren zu können, und nun setzte sie sich so, daß sie unaufhörlich die große doppelte Glashür des Einganges im Auge hatte, so, daß auch Edgar's Blick gleich auf sie fallen mußte. Nur zum Scheine griff sie nach den „fliegenden Blättern“, aber sie schielte unaufhörlich nach der Glashür.

Edgar kam nicht, und eine brennende Ungeduld bemächtigte sich ihrer, denn es handelte sich heute nicht nur um ein Pflaundersündchen, sondern darum, zu erfahren, wie seine Angelegenheiten stünden. Er befand sich vor einer großen Entscheidung; heute, am 1. Oktober,

sollte er seine Stellung antreten und dann — würde er bei ihren Eltern um sie werben!

Edgar war Offizier gewesen, hatte aber wegen eines Streites mit seinem Obersten den Dienst quittiren müssen; in allen Ehren zwar, aber ohne Vermögen, ohne wesentliche Verbindungen mußte er jetzt eine Civilstellung annehmen. Im Augenblick war er lediglich auf die Unterstützung seiner Verwandten angewiesen.

Diesen Bewerber konnte Ottilie ihren streng bürgerlich gesinnten Eltern natürlich nicht vorführen; damit hätte man Alles verdorben.

Eine einzige Aussicht besaß Edgar, eine einzige Stütze, einen wohlhabenden, unverheiratheten, bürgerlichen Onkel aus der Familie seiner verstorbenen Mutter. Dieser Onkel hatte sich in entscheidenden Augenblicken immer bereit finden lassen, etwas für die Kinder seiner Schwester zu thun. So hatte er sich auch jetzt geneigt erklärt, Edgar zur Begründung einer neuen Existenz beihilflich zu sein. Dem jungen Manne war eine Stellung als Kassirer einer großen Versicherungsanstalt zugesichert, und sein Onkel willigte ein, die erforderliche Kaution für ihn zu erlegen. Er zeigte sich dazu um so geneigter, als Edgar ihm seine Pläne anvertraut hatte, und es mochte dem Kohlenhändler gefallen, daß sein Nefse ein bürgerliches Mädchen heirathen wollte; so zeigte er sich entgegenkommender, als je zuvor.

Ottilie hatte Edgar v. Niedberg gelegentlich eines Hausballes beim Major v. Nauen, dem Miether der ersten Etage ihres väterlichen Hauses, kennen gelernt, und dann noch öfter dort getroffen. In dieser Gesellschaft führte Edgar das große Wort, spielte die Rolle einer führenden Persönlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe.

(Mit Porträt auf Seite 321.)

Nach dem am 8. Mai 1893 erfolgten Hinscheiden des Fürsten Adolf Georg zu Schaumburg-Lippe hat dessen ältester Sohn und Erbe die Regierung des Landes angetreten. Fürst Stephan Albrecht Georg zu Schaumburg-Lippe, dessen Porträt unsere Leser auf S. 321 finden, ist am 10. Oktober 1846 zu Bückeburg geboren. Nach Vollendung seiner Studien nahm er im Stabe des Generalkommandos des 7. Armeekorps am deutsch-französischen Kriege theil und trat dann zuerst in das 2. westfälische Husarenregiment No. 11 zu Düsseldorf und nachher in das Leibgarde-Husarenregiment zu Potsdam. Gegenwärtig ist der Fürst preussischer Generalmajor à la suite der Armee und Chef des westfälischen Jägerbataillons No. 7. Vermählt ist Fürst Georg seit dem 16. April 1882 mit der Fürstin Maria Anna, ältesten Tochter des Prinzen Moritz von Sachsen-Altenburg. Der glücklichen Ehe des Fürstenpaares sind bis jetzt fünf Prinzen entsprossen, von denen folgende vier noch leben: Erbprinz Adolf Bernhard Moritz Ernst Woldemar und die Prinzen Moritz Georg, Ernst Wolrad und Stephan Alexander Viktor.

Eine Begrüßung bei den Maoris.

(Mit Bild auf Seite 324.)

Die Maoris oder Eingeborenen der Doppelinsel Neuseeland, die nach Sprache und Sitte unzweifelhaft polynesischer Abkunft sind, begrüßen sich durch gegenseitiges Reiben und Drücken der Nasen in der aus unserer Illustration auf S. 324 ersichtlichen Weise. Dieser Gruß dauert etwas länger als ein herzlicher Händedruck bei uns, und während desselben lassen die Beiden, welche sich auf diese seltsame Weise begrüßen, ein behagliches Gurren hören. Es muß jedoch bemerkt werden, daß gegenwärtig auf Neuseeland nur noch die ältere Generation ausschließlich diesen Nasengruß in Gebrauch hat. Unter den jüngeren findet man auch schon das europäische Küssen und das Händeschütteln nach englischem Vorbilde.

Der Eisenbahnengel.

Erzählung von A. Werthold.

(Nachdruck verboten.)

Ich stamme aus Westfalen, bin aber schon frühzeitig in die Ostprovinzen gekommen und habe mich in den sechziger Jahren in der Nähe der russisch-österreichischen Grenze aufgehalten. Nach Rußland selbst war ich damals noch nicht hinübergekommen, sondern hatte mein Geschäft in Galizien, also auf österreichischer Seite gemacht, und ich empfand auch gar keine Lust, mit russischen Geschäftsleuten und Behörden in Berührung zu kommen, denn was man mir damals von denen erzählte, war geradezu toll; Bestechlichkeit, Ungerechtigkeit und Gesetzlosigkeit, das schien Alles drüben in Rußland in vollstem Maße vorhanden.

Eines Tages saßen wir, einige Geschäfts-

freunde und ich, auf einem der großen Bahnhöfe in der Nähe der Grenze, um zu berathen, wie wir unsere Viehlieferungen, die wir gemeinsam ausführten, in den nächsten Wochen einrichten sollten. Einzelne von den Kollegen wollten nach Rußland fahren, ich mit einigen anderen nach Oesterreich, um dort Vieh einzukaufen. Es war kurz vor Abgang des Zuges, der nach Rußland ging, als in das Zimmer, in dem wir saßen, eine junge Dame in feiner Kleidung eintrat. Sie schien schüchtern und verlegen, ging endlich an den Bahnhofsr Restaurateur heran, der hinter dem Büffet stand und hielt ihm einen Ring hin, indem sie zugleich in polnischer Sprache eine Bitte äußerte. Der Bahnhofsr Restaurateur zuckte die Achseln und wies die Dame ab, worauf diese in Thränen ausbrach.

Ich hatte schon so viel Polnisch durch mei-

nen Verkehr in Galizien gelernt, daß ich mich in das Gespräch mischen konnte. Ich trat näher heran und fragte die junge Dame, was ihr fehle. Sie weinte und zog sich ein paar Schritte zurück, ohne mir Antwort zu geben. Der Bahnhofsr Restaurateur aber erklärte: „Sie will sich von mir auf den Ring da einen Thaler borgen, da sie kein Geld hat, um eine Fahrkarte lösen zu können. Aber ich falle auf den Schwindel nicht mehr herein. Der Ring ist wahrscheinlich unecht und vollständig werthlos, ich bin schon zu oft auf solche Weise betrogen worden.“

„Wozu brauchen Sie den Thaler?“ fragte ich.

Die Dame sah mich ängstlich an und sagte endlich: „Ich habe meine Geldtasche verloren, oder sie ist mir unterwegs gestohlen worden; ich entdeckte es erst, als ich mir hier eine Fahrkarte nach P., meiner Heimath, lösen



Eine Begrüßung bei den Maori. (S. 323)

wollte. Ich habe in meinem Reisetaschen nur noch einige kleine Silbermünzen gefunden, es fehlt mir noch ein Thaler, um die Fahrkarte vollständig bezahlen zu können. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll; wenn ich doch Jemand wüßte, der mir auf den Ring etwas borgte! Ich will ihn gewiß sofort nach meiner Heimkehr wieder einlösen.“

Die junge Dame war so hübsch und so rührend in ihrer Angst, daß ich mir nicht anders helfen konnte; ich griff in die Tasche, holte ein Zweithalerstück heraus und gab es ihr mit den Worten: „Hier nehmen Sie dies, kaufen Sie sich eine Fahrkarte und schicken Sie mir das Geld wieder. Ihren Ring behalten Sie nur.“

Die junge Dame erklärte, nur einen Thaler annehmen zu wollen, und trotzdem ich sie bat, sie möge noch einen Thaler mehr nehmen, um nicht unterwegs vielleicht nochmals in Verlegenheit zu kommen, lehnte sie doch entschieden

ab, mehr als einen Thaler zu nehmen, und bat mich dringend, den Ring als Pfand zu behalten und ihr meine Adresse aufzuschreiben, damit sie mir das Geld zurücksenden könne. Die Adresse schrieb ich ihr auf, den Ring aber nahm ich nicht an, denn ich hätte mich geschämt, der jungen Dame ein solches Mißtrauen zu zeigen. Sie wollte sich bedanken und große Redereien machen, ich aber machte sie darauf aufmerksam, daß ihr Zug bald abgehe und brachte sie selbst nach dem Wagen.

Als ich zurückkam, empfingen mich meine Kollegen mit einer Fluth von Wißen. Sie machten sich über mich lustig, weil ich den „Angenehmen“ bei diesem „Eisenbahnengel“ gespielt hätte. Alle aber lachten mich aus, daß ich der Dame das Geld ohne Pfand gegeben hatte, und versicherten mir, daß ich den Thaler niemals wiederssehen würde. Ich wurde zuletzt ärgerlich und verbat mir alle weiteren Bemerkungen, denn ich hegte festes Vertrauen

zu der Ehrlichkeit der jungen Dame. Es vergingen jedoch vierzehn Tage, und ich bekam das Geld nicht zurück. Als gar vier Wochen vorüber waren, ohne daß ich ein Lebenszeichen von dem jungen Mädchen erhalten hatte, mußte ich gestehen, daß ich der Hereingefallene war.

Ich und meine Geschäftsfreunde hatten große Viehlieferungen übernommen; es galt daher auf alle Fälle, aus Russisch-Polen Vieh herbeizuschaffen und zwar wurde ich dazu ausgewählt, um das Vieh aufzukaufen.

Ich beschloß, mich ganz besonders in Acht zu nehmen und glaubte, wenn ich mir nichts zu Schulden kommen ließe, so könne mir auch nichts geschehen. Ich kannte eben Rußland und die russischen Verhältnisse nicht, besonders nicht die Wirthschaft, wie sie an der polnisch-deutschen Grenze damals herrschte. Ich nahm eine Summe von mehr als fünfzehntausend Rubeln in russischem Papiergeld mit, um meine Ankäufe zu machen, und da ich mir große Mühe

Humoristisches.

Der Maler bei den Indianern.



Es ist doch um davon zu laufen,
Kein Mensch will meine Bilder kaufen
Ich gehe nach Amerika,
Vielleicht blüht mir mein Glück allda!"



So sprach der Maler Pinselstein
Und schiffte sich schnell entschlossen ein;
Und bald darauf im fernen Westen
Sah'n wir ihn mit den Farbekästen.



Grad' malt er eine Scenerie
Der unabsehbaren Prairie,
Da schleichen durch die Wüsten
Drei Indianer sich herbei.



Der Maler fürchtet sehr deshalb
Für seinen Künstler-Rückenstulz,
Man sieht ihn ängstlich sich verkriechen —
Die Wilden an den Farben riechen.



Bald machen diese aber schon
Den richtigen Gebrauch davon,
Es glänzen Körper und Gesicht
Im Regenbogenfarbensicht.



Dann zieh'n sie froh vergnügt nach Haus,
Der Maler wagt sich auch heraus:
„Jetzt," spricht er, „ist mein Glück gemacht,
Wer hätte daran je gedacht!"



Froh geht von Dorf zu Dorf es nun,
Und überall gibt es zu thun,
Denn Jeder will in genialen,
Styvollen bunten Mustern strahlen.



Als wohlverdientes Honorar
Bringt man ihm Gold und Felle dar,
So daß er bald als reicher Mann
Heimkehren nach Europa kann.

No, nur bei Wilden wird noch jetzt
Allein die wahre Kunst geschätzt.

gab, Tag und Nacht auf den Beinen war, so gelang es mir bald, die gewünschte Zahl Kinder auf verschiedenen Gütern zu erstehen und mit der Bahn an meine Auftraggeber nach Deutschland zu schicken. Ich fand überall, wohin ich kam, die gastfreieste Aufnahme, führte auf den Gütern ein herrliches Leben und lernte auch manches kennen, was mir früher als unglaublich erschienen wäre. Ich darf allerdings nicht vergessen, hinzuzusetzen, daß im Jahre 1865, wo ich diese Geschäftsreise machte, die Verhältnisse in dem großen Kaiserreiche außerordentlich schlimm waren. Soeben war erst der polnische Aufstand niedergeschlagen worden, und die Russen hatten alle Hände voll zu thun, um wieder Herr im Lande zu werden. Aller Verkehr war in fabelhafter Weise erschwert, selbst Polen und Russen durften von Ort zu Ort nicht ohne einen Paß ihres Ortsvorstehers reisen. Fast täglich mußte man gewärtig sein, einer Patrouille von Kosaken bald hier, bald dort seinen Paß vorzuweisen. In jedem Dörfchen, in welchem man sich aufhielt, mußte man sich sofort beim Ratschelnik, dem Ortsvorsteher, melden und die Erlaubniß zum Aufenthalte nachsuchen.

Meine Geschäfte waren beendet und ich hätte mich sofort über die Grenze begeben können, wenn mir nicht noch ein sehr gutes Geschäft gewinkt hätte. Ein Gutsbesitzer theilte mir nämlich mit, daß ich bei seinem Schwager, der einige Meilen weiter landeinwärts wohnte, besonderer Verhältnisse halber einen größeren Posten Vieh zu außergewöhnlich billigem Preise bekommen könnte. Ich wollte mir das Geschäft nicht entgehen lassen und begab mich zu dem Gutsbesitzer. Dort traf ich mit einem polnischen Händler zusammen, welcher bereits mit dem Gutsbesitzer in Unterhandlung wegen des Viehes stand, aber sofort abgewiesen wurde, als ich bedeutend höhere Preise bot. Er entfernte sich höchst ärgerlich. Ich aber bat den Gutsbesitzer am Nachmittag, mich mit seinem Gespanne bis nach P. bringen zu lassen, da ich von dort aus die Eisenbahn nach Preußen benutzen wollte.

P. liegt an der Strecke Breslau-Warschau und ist ungefähr zwölf Meilen von der preussisch-russischen Grenze entfernt. Ich kam nach P. und begab mich zu dem Ratschelnik, da dieser mir den Paß visiren mußte. Ohne das Visum des Passes bekam ich nämlich am Schalter des Bahnhofes keine Fahrkarte. Ich traf indeß den Ratschelnik nicht an, sondern erfuhr, daß derselbe erst am nächsten Tage wieder in seinem Bureau sein würde. Ich konnte also bis dahin nicht weiterfahren und begab mich daher in das Gasthaus des Orts, wo ich ein Nachtquartier suchte. Auch war ich hungrig und durstig und ließ mir daher eine Flasche Wein und etwas warmes Essen geben.

Während ich noch mit dem Bestellen des Mahles beschäftigt war, kam ein neuer Gast herein, in welchem ich sofort den Händler wieder erkannte, mit dem ich am Morgen auf dem Gute zusammengetroffen war und den ich aus dem Felde geschlagen hatte. Er betrachtete mich prüfend mit keineswegs freundlichen Blicken, dann verließ er die Gaststube und ich machte mich an die Verzehrung des Mahles, das mir vorgesetzt wurde.

Ich saß noch bei meiner Flasche Wein und rauchte dazu meine Pfeife, als die Thür aufging und ein Grenzkosak hereinkam, welcher sofort auf mich zuschritt und mich fragte, ob ich einen Paß hätte. Ich bejahte dies und er verlangte den Paß zu sehen. Ich zog meinen Paß aus der Tasche, übergab ihm denselben und er prüfte ihn aufmerksam; endlich erklärte er mir, er müsse den Paß seinem Vorgesetzten zeigen. Ich wollte gegen die Wegnahme des Passes protestiren, aber der Mann wurde so

grob, daß ich nachgeben mußte. Ich setzte mich daher ruhig wieder hinter meine Flasche und wartete geduldig, weil ich hoffte, der Kosak würde bald mit dem visirten Paß zurückkommen.

Ich hatte wohl eine Stunde ruhig gewartet, als die Thür wieder aufging und abermals ein Kosak hereintrat, aber ein anderer als der, dem ich meinen Paß gegeben hatte. Derselbe kam auf mich zu und fragte mich ebenfalls, ob ich einen Paß besäße. Ich erzählte ihm, daß mein Paß schon von einem seiner Kameraden abgeholt worden sei; darauf lachte mich der Mann aus und erklärte mich für verhaftet; ich müsse ihm augenblicklich zum Ratschelnik folgen.

Ich leistete natürlich nicht den geringsten Widerstand, sondern folgte ihm willig zum Ratschelnik, da ich bei diesem, als dem Vorsteher des Ortes, jedenfalls mein Recht zu bekommen hoffte.

Im Vorzimmer des Ortsvorstehers fand ich eine Anzahl Soldaten, die mich sofort in Empfang nahmen und untersuchten. Trotz meines Protestes nahmen sie mir meine Uhr, meine Börse und vor Allem meine Briestafche ab, in welcher sich noch dreizehnhundert Rubel in Kassenscheinen befanden. Ich war in einer leicht begreiflichen Aufregung, und durch die Ausplünderung, der man mich unterworfen hatte, sehr zornig geworden. Ich wurde endlich, begleitet von zwei Soldaten, vor den Ratschelnik geführt und fand einen Menschen mit einem weißen Baschfirengesicht und einer Brille auf der Nase, der mich fragte, wie es komme, daß ich keinen Paß hätte. Ich erzählte ihm, wie mir der Paß abhanden gekommen sei und fügte hinzu, ich verlange, daß mir sofort mein Geld wieder ausgehändigt werde.

Der Ortsvorsteher fragte die Soldaten, um was es sich handle, und einer von ihnen übergab ihm die Briestafche. Der Ratschelnik öffnete sie, zählte die Papiere durch und sagte: „Es sind tausend Rubel.“

„Dreizehnhundert,“ erklärte ich.

„Es sind hier nur tausend,“ sagte der Ratschelnik. „Das Geld wird in Verwahrung genommen.“

Der Blick, den er mir dabei zuwarf, machte mir sofort klar, daß mich der Mann jetzt um keinen Preis loslassen würde, sondern daß ihm vor Allem daran lag, das Geld zu behalten. Diese Spießbüberei brachte mich noch mehr auf.

Der Mann fragte mich auf's Neue, warum ich keinen Paß hätte; ich erzählte wieder dieselbe Geschichte, worauf er erwiderte, das seien Ausflüchte, die mir kein Mensch glauben würde. Ich sollte ihm den Soldaten namhaft machen, der mir den Paß abgenommen hätte. Ich erklärte, das sei mir selbstverständlich unmöglich, worauf der Ratschelnik die Achseln zuckte und sagte, ich würde weiter transportirt werden; wenn ich politisch verdächtig sei, so sollte ich mir ruhig ein Geständniß machen, das sei für mich das Beste. Ich behauptete meine völlige Unschuld und verlangte, es solle an den deutschen Generalkonsul nach Warschau telegraphirt werden, damit mir dieser eine Legitimation aus der Heimath besorge.

Der Ratschelnik zuckte die Achseln und sagte, das würde mir nicht viel helfen; auch koste das Telegraphiren Geld, ob ich denn solches hätte?

Ich blinnte ihn erstaunt an und wies auf die Briestafche, in der sich angeblich nur noch tausend Rubel befanden: „Da drinnen ist Geld.“

Der Ratschelnik lachte und rief: „Welch eine Unverschämtheit! Das Geld gehört nicht Ihnen, es gehört der Krone und ist mit Beschlag belegt. Wenn Sie kein anderes Geld haben, können wir nicht telegraphiren.“

Dabei sah mich der Mensch so höhnisch an,

daß ich vollständig den Kopf verlor. Ich schlug mit der Faust auf den Tisch und erklärte das Betragen gegen mich für eine Nichtswürdigkeit. Im nächsten Augenblicke hieb mich einer der Soldaten, der hinter mir stand, mit seinem Kantschu über den Rücken, daß ich glaubte, ich müßte umsinken.

Jetzt packte mich aber der Zorn über diese unerhörte Behandlung mit Macht. Ich wendete mich um, streckte den Mann mit einem Faustschlage zu Boden und hatte, bevor noch der Zweite seinem Kameraden zu Hilfe kommen konnte, diesen an der Gurgel gefaßt und gegen die Wand geschleudert. Jetzt stürzte ich in meiner Aufregung nach dem Tische und wollte mich meiner Briestafche bemächtigen. Der Ratschelnik, welcher um Hilfe rief, bekam auch einige Püffe ab; dann sah ich, wie Soldaten in das Zimmer eindrangten, ich bekam einen schweren Hieb über den Kopf und wurde zu Boden geworfen und in entsetzlicher Weise mißhandelt. Man riß mir die Kleider vom Leibe, hieb auf mich ein, stieß mich mit den Füßen und selbst der Ratschelnik ließ seine Wuth an mir aus. Zerschunden, blutend aus einer Säbelwunde am Kopfe, lag ich endlich halb ohnmächtig am Boden. Man band mich mit Stricken wie ein Bündel zusammen, schleppte mich hinaus, warf mich in einen leeren Stall und verschloß die Thür.

Zuerst versuchte ich in wahnsinniger Weise meine Fesseln zu sprengen, es gelang mir dies aber nicht, und ich wurde auch allmählich ruhiger. Als ich dazu kam, meine Lage zu überdenken, wurde mir klar, daß ich bis über beide Ohren im Unglück saß und mich als verloren betrachten konnte. Ich hatte mich der russischen Obrigkeit widersetzt, mich thätlich an einem Beamten vergrißen, und das in einem Lande, in dem noch der Belagerungszustand herrschte und wo derartige Dinge schwer bestraft wurden. Es konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß ich vor ein Kriegsgericht gestellt werden würde.

Es waren entsetzlich hange Stunden, die ich in dem Stalle verlebte. Ich lag wohl vierzehn Stunden ohne einen Trunk Wasser, ohne einen Biß Nahrung, zusammengeschnürt, daß ich kein Glied rühren konnte, und zugleich erstarrt von der Nachtfalte.

Es war ein bitterkalter Herbsttag, als man mich am nächsten Morgen aus dem Stalle hervorholte. Man löste mir die Fesseln von den Füßen und Händen, ich erhielt wieder einen Krug Wasser und ein Stück trockenen Brodes, dann bestiegen zwei Kosaken ihre Pferde und ich wurde zwischen den Pferden mit beiden Händen an die Steigbügelriemen gebunden. Der eine der Lanzenreiter bekam von dem Ratschelnik einen verschlossenen Brief, worin das Protokoll und mein Einlieferungsschein befindlich, und erhielt den Auftrag, mich mit seinem Genossen nach dem nächsten Militärposten zu bringen. Der Ortsvorsteher wünschte mir höhnisch glückliche Reise.

Zwischen den beiden Pferden einhereschreitend, trat ich meine traurige Reise an. Die Pferde gingen im Schritt und ich kam mit, wenn es sich auch mit den fortwährend ausgestreckt gehaltenen Armen sehr schlecht ging. Auch fror ich erbärmlich, denn ich war nur noch mit Hemd, Hose und Weste bekleidet; den Rock hatte man mir bei der Kauferei vollständig vom Leibe gerissen, und er war in Fetzen im Stalle zurückgeblieben. Ich empfand aber die Kälte gewissermaßen nur indirekt, ich war so betäubt von dem Unglück, das mich betroffen hatte, so niedergeschlagen, daß sich meiner eine gewisse Stumpfheit bemächtigt hatte.

Ich mochte wohl eine Meile weit auf der menschenleeren Landstraße zwischen den beiden

Reitern marschirt sein, als ein einzelner Kosak uns entgegengejagt kam, der meinen Begleitern hastig einige Worte zurief und nach hinten deutete. Ich sah einen Wagen herankommen, und meine Begleiter stellten sich mit mir seitwärts an der Landstraße auf.

Nach näherte sich der Wagen, der mit drei Pferden bespannt war, von denen das mittlere in einer Gabeldeichsel ging, während die anderen beiden zur Rechten und Linken des Mittelpferdes angespannt waren. Ich sah, daß die Soldaten Front machten; unmittelbar darauf war auch der Wagen schon vor uns und ich entdeckte in demselben einen höheren Offizier und eine junge Dame.

Der Offizier rief dem Kutscher etwas zu und dieser hielt. Meine beiden Begleiter ritten bis an den Wagen heran und machten dem Offizier eine Meldung.

In diesem Augenblick hörte ich den Schrei einer weiblichen Stimme. Ich sah überrascht auf und erkannte in der Begleiterin des Offiziers die junge Dame wieder, der ich vor zwei Jahren in jenem Bahnhofrestaurant einen Thaler geborgt hatte. Nach und lebhaft theilte sie dem Offizier etwas mit, und dieser wendete sich an mich, um mich in gutem Deutsch zu fragen: „Sind Sie dieser Dame schon einmal begegnet?“

„Jawohl,“ erwiderte ich und erzählte den Vorfall.

„Kein Zweifel,“ sagte der Offizier, „meine Tochter hat Sie auch erkannt. Es thut mir leid, Sie in diesem Zustande hier als Gefangenen wiederzufinden. Meine Tochter hat mir bei ihrer Rückkunft von Ihrer Freundlichkeit erzählt; leider konnten wir Ihnen die Kleinigkeit nicht zuschicken, da meine Tochter den Zettel verloren hatte, auf dem Sie Ihre Adresse niedergeschrieben hatten. Was haben Sie gethan, daß Sie hier als Gefangener in so elendem Zustande sich befinden?“

Ich erzählte dem General meine Leidensgeschichte und er schüttelte einige Male bedeutend den Kopf. Als ich fertig war, befahl er: „Bindet ihn los!“ Dann wendete er sich an mich: „Setzen Sie sich vorn auf den Wagen neben den Kutscher. Und nun vorwärts.“

In Eile ging es nach B. zurück, von wo ich vor zwei Stunden als Gefangener ausgezogen war. Wir fuhren direkt nach dem Dienstgebäude des Ratschelnik, und ich dachte, mein Todfeind würde vor Schreck umfallen, als er mich von dem Wagen des Offiziers steigen sah.

Aus seinen Reden erfuhr ich, daß der Offizier ein General sei und es war fast ekelhaft zu sehen, in welcher Weise der Bursche vor dem General kroch und schmeichelte. Letzterer nahm die Meldung des Ratschelnik entgegen und fragte, ob sämtliche Soldaten, die zur Verfügung des Ortsvorstehers ständen, anwesend seien, und wo sich der Offizier befände.

Der Offizier, erwiderte der Ratschelnik, sei beurlaubt, es wäre nur ein Feldwebel da, der die Besatzungsmannschaft des kleinen Ortes kommandire.

„Laßt sämtliche Mannschaften antreten!“ befahl der General.

Ein Hornsignal ertönte und in kurzer Zeit standen sämtliche Soldaten auf dem Hofe.

„Suchen Sie den Mann zu erkennen,“ wandte sich jetzt der General mir zu, „der Ihnen den Paß abgenommen hat.“

Ich spannte alle Aufmerksamkeit an, um den Mann zu entdecken, weil davon mein Geschick abhing. Eingeweihte aber werden wissen, wie schwer es ist, Leute in Uniform zu unterscheiden, wenn man nicht besonders geübt darin ist. Ich glaubte mich indeß nicht zu täuschen, als ich einen Soldaten als denjenigen bezeichnete, der mir den Paß abgefordert hatte.

Der General trat vor den Mann hin und sagte: „Hast Du diesem Herrn den Paß abgefordert?“

„Ja,“ sagte der Soldat, am ganzen Leibe zitternd.

„Gib den Paß her!“

Der Soldat griff unter seinen schäbigen Uniformrock und zog meinen Paß unverfehrt hervor.

„Schurke,“ sagte der General, „wie kannst Du es wagen, diesen Paß zu stehlen und bei Dir zu behalten?“

„Ich that es auf Befehl des Ratschelnik.“

Der General drehte sich um und fragte den Beamten: „Hast Du ihm das befohlen?“

Der Ratschelnik stotterte etwas, das eine Ausrede vorstellen sollte, aber im nächsten Augenblicke hatte ihm der General ein paar Ohrfeigen versetzt, daß ich dachte, dem Manne müsse der Kopf abfallen.

„Komm heraus nach Deinem Zimmer!“ herrschte der General den Gemahregelten an. „Dort wollen wir weiter sprechen.“

Als wir oben waren, fiel der Ratschelnik vor dem General auf die Kniee. Dieser stieß ihn aber von sich und erklärte ihm: „Gib dem Herrn die Brieftasche mit den dreizehnhundert Rubeln.“

Der Ratschelnik eilte hinaus und kehrte nach einiger Zeit mit meiner Brieftasche zurück. Ich öffnete dieselbe und fand richtig meine dreizehnhundert Rubel darin.

„Besorge dem Manne auf Deine Kosten einen neuen Anzug; tadellos, sage ich Dir, damit er sich unter anständigen Leuten sehen lassen kann. Schicke nach dem Arzte und laß ihm die Kopfwunde verbinden. Visire ihm hier den Paß. Wer hat Dir den Mann da als politisch verdächtig bezeichnet und Dich zu Deinem unverkündeten Gebahren gegen ihn veranlaßt?“

Der Ratschelnik nannte den Namen des Viehhändlers, den ich beim Kaufe überboten hatte und der General befahl: „Laß ihn holen!“ Dann wandte er sich an mich und sagte: „Sie sind das Opfer eines nichtswürdigen Streiches geworden. Allerdings haben Sie Ihre Lage durch Ihren Jähzorn verschlimmert. Glauben Sie mir aber, weder der Zar noch ein Verständiger im Lande billigt es, daß solche Willkürlichkeiten geschehen, aber Sie kennen ja wohl unser Sprichwort: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit“ und es geschieht daher manches, was der Gerechtigkeit Hohn spricht. Ich rathe Ihnen daher auch, reisen Sie mit dem nächsten Zuge, den auch ich benutze, nach Deutschland ab und kommen Sie niemals wieder hier in diese Gegend, denn man würde sich an Ihnen rächen.“

Der Ratschelnik kehrte zurück und der General befahl ihm: „Du bringst den Herrn nach dem Bahnhofe und meldest mir, ob Alles in Ordnung ist. Der Schuft, der den Fremden angezeigt hat, bekommt fünfundzwanzig Hiebe. Und Du, Bursche, nimm Dich in Acht! Du wirst nicht immer mit ein paar Ohrfeigen loskommen, so wie diesmal.“

Der General griff grüßend an seine Mühe und war im nächsten Augenblicke verschwunden.

Es dauerte nicht lange, so stellte sich der Arzt ein und legte mir einen Verband an. Dann kam für mich ein vollständiger Anzug, der mir zwar nicht ganz paßte, aber doch anständig ausah. Ich erhielt sogar meine Uhr wieder, wenn auch ohne Kette. Diese war nicht mehr aufzutreiben. Auch meine Börse wurde mir zugestellt und merkwürdiger Weise fehlte nichts in derselben.

Nach ungefähr einer Stunde bat mich der Ratschelnik, mich nach dem Bahnhof begleiten zu dürfen, und als ich über den Hof ging, sah ich auf einer langen Bank einen Mann fest-

geschnallt, welcher erbärmlich wimmerte, auf den aber im nächsten Augenblick zwei Soldaten mit ihren Knuten loschlügen. Es war mein Konkurrent, der jedoch die Strafe für seine Nichtswürdigkeit erhielt.

Auf dem Bahnhofe fand ich den General mit seiner Tochter. Letztere bat mich um Entschuldigung, daß sie so lange meine Schuldnerin geblieben sei, auch der General unterhielt sich in freundlichster Weise mit mir und gab mir einen Silberrubel an Stelle des Thalers, den ich seiner Tochter geliehen hatte.

Bis zur Abfahrt des Zuges blieb ich mit meinen Reitern zusammen, die jeden Dank ablehnten. Dann stiegen sie in einen Wagen erster Klasse, während ich mich mit einer bescheidenen Wagenklasse begnügte. Wenn auch mit einer leichten Wunde am Kopfe und einigen Hautabschürfungen, so kam ich doch aus einer Lage heraus, die für mich die denkbar schlimmste und gefährlichste war. Meine Rettung war geradezu wunderbar zu nennen und ich verdankte sie lediglich dem Umstande, daß ich mich einmal mitleidig und vertrauensvoll gegen eine junge Dame, die in Verlegenheit war, gezeigt hatte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Kriegerabenteuer. — Während des siebenjährigen Krieges stand der Herzog von Braunschweig der französischen Armee unter Soubise gegenüber; er hatte sein Winterquartier in Baderborn aufgeschlagen, und Soubise das seinige zu Fulda. Der neue Feldzugsplan für die französische Armee war von dem Hofe zu Versailles entworfen und sollte durch einen Kurier an das Oberkommando in Deutschland gesandt werden. Dieses hatte der Herzog von Braunschweig in Erfahrung gebracht, und es galt nun, in den Besitz dieses Feldzugsplanes zu kommen. Lieutenant Emerich, welcher bei einem Jägerkorps stand und aus dem Hannover'schen stammte, wurde das Kommando der Expedition übertragen. Er und seine Begleiter legten bürgerliche Kleider an, bewaffneten sich und marschirten mit einem wegekundigen Führer nach der Gegend von Fulda ab. Im Walde bei Gelnhausen erwarteten sie den französischen Kurier. Er kam richtig wenige Tage später in einem Wagen und in der Nacht auf der Straße an, die von Gelnhausen nach Fulda führt. Die Jäger sprangen aus dem Gebüsch, halten die Pferde fest und bedrohen den Kurier bei dem geringsten Widerstande oder Lärm mit dem Tode, dann schleppen sie ihn in's Gebüsch, nehmen ihm die Papiere aus den Taschen und holen die Felleisen und Packete aus dem Wagen. Nachdem die gesuchten Papiere gefunden, wurde der Kurier wieder in den Wagen gebracht und fuhr nun in trübster Stimmung nach Fulda weiter. Lieutenant Emerich aber vertheilte die weggenommenen Papiere unter seine Leute und befahl, daß Jeder für sich allein den Rückweg antreten solle. Er selbst trug keines der erbeuteten Papiere bei sich, und das war sein Glück.

Im französischen Hauptquartier erregte die Verabreichung des Kuriers großen Alarm. Es wurde eine hohe Belohnung auf die Entdeckung der Thäter ausgesetzt, Patrouillen zu Fuß und zu Pferd wurden ausgesandt, und die ganze Gegend nach allen Richtungen durchstreift. Da begegnete ein Trupp französischer Reiter einem Wanderer, derselbe war — Emerich. Er wurde angehalten und examinirt; er antwortete furchtlos, aber seine soldatische Haltung erregte ihren Verdacht. Sie unteruchten ihn, fanden zwar nichts Verdächtigendes bei ihm, allein es half ihm nichts, trotz seines lebhaften Protestirens wurde seine Abführung in's Hauptquartier angeordnet. Man ließ ihn ein Pferd bestiegen und umgab ihn mit einer starken Bedeckung Reiter.

Die Eskorte schlug einen näheren Weg durch den Wald ein, und Emerich durfte, in der Mitte des Zuges reitend, die Zügel seines Pferdes selbst führen. Da drängte sich einer der französischen Reiter dicht neben ihn und sprach leise in deutscher Sprache: „Wie geht's, Herr Lieutenant Emerich?“

„Ich bin nicht Lieutenant Emerich!“ antwortete dieser.

„Seien Sie ruhig,“ entgegnete der französische Reiter, „ich kenne Sie gut.“

Dem Lieutenant wurde es bei dieser Gröfßnung nicht wohl zu Muth; doch der Reiter neben ihm sprach weiter: „Fürchten Sie nichts, Herr Lieutenant, ich verrathe Sie nicht. Wenn Sie aber in's Hauptquartier gebracht werden, sind Sie verloren; ich will Sie retten. Dort unten macht der Fußweg eine Krümmung, ringsum ist dichtes Unterholz. Wenn ich eine Bewegung mit dem rechten Arm mache, dann springen Sie vom Pferd und schnell in's Dickicht.“

Die bezeichnete Stelle wurde erreicht, Emerich schwang sich auf das gegebene Zeichen vom Pferd und entfloß. Kein Reiter konnte nachsehen. Es wurde dem Flüchtlinge nachgeholfen, aber seine Kugel traf; Emerich war fort und kam glücklich in's Hauptquartier der Allirten; alle seine Gefährten, die ihn schon ausgehen hatten, waren mit ihren Depeschen glücklich eingetroffen.

Im Jahre 1809 nahm Emerich, damals pensionirter Oberst, an der Bewegung in Hessen gegen Napoleon I. theil. Er wurde in Marburg, wo er im Frankfurter

Hof wohnte,
verhaftet und
von dem Kriegs-
gericht in Kassel
zum Tode ver-
urtheilt. Auf
dem Forst bei
Kassel wurde
er erschossen.

„Das lüttte
Rümeken.“
— Das Gebiet
der Stadt
Hamburg
reichte einst bei
Weitem nicht
so weit in der
Richtung auf
Altona zu, wie
heute. Frauen-
list half es er-
weitern. — Un-
ter den hol-
steinischen Für-
sten aus dem
Hause Schauen-
burg residirte
Graf Otto um
1429 auf seinem
Schlosse zu
Pinneberg. Er
war ein freundlicher Nachbar der Stadt Hamburg
und lebte mit mehreren Herren des Raths in guter
Gevatterchaft. Oft kam er, wenn er auf seiner
Vogelz zu Ottersen gewesen war, nach Hamburg ge-
ritten, wo er im Rathskeller einen weiblichen Trunk
liebe und gemeinlich von etlichen Rathsherren dafelbst
bewirthet wurde.

und da „zufällig“ Herr Hermann Kreyenberg, der Notarius, hinzukam, und gleich eine Abtretungsurkunde darüber abfassen konnte, so unterschrieb der Graf Otto flugs und fröhlich den Brief und setzte sein Siegel dabei, worauf der Wein nach abgethanen Staatsgeschäften desto besser mundete, bis der Graf vom Bürgermeister und Notar, nicht ohne deren thätige Beihilfe, zu Bette gebracht wurde.

Andern Morgens, als er heimtörend über das abgetretene „Lütte Kümefen“ ritt, verwunderte er sich sehr über dessen Umfang, aber er war ein edelmüthiger Herr, der fröhliche Schwänke wohl leiden konnte; darum lachte er über die List seiner Gastfreunde, die er nun wohl verstand, und ließ die Sache gut sein. Aber wenn er später, wie noch oft geschah, gen Hamburg zum Wein oder Bier ritt, so nahm er sich besser in Acht, und verpakte niemals wieder die Stunde des Thorchlusses. Er hat auch beim Bürgermeister niemals wieder geherbergt und hat der schönen Frau Gevatterin lachend gesagt:

Werth von etwa 20 Millionen Pfd. Sterl. Zahlreiche
Geräthe stammen aus der Zeit der großen Elisabeth,
prachtvolle Stücke aus Indien, China und Birma.
Zu den Seltenheiten zählt eine Kaffeetasse Karl's XII.
von Schweden, dann von Georg III. ein goldener
Pfau im Werthe von 40,000 Pf. Sterl., 30 Duzend
Teller aus der Zeit Georg's IV. haben einen Metall-
werth von 10,000 Pf. Sterl. Die Wände der Schatz-
kammern sind mit Waffen von hohem künstlerischem
Werthe bedeckt. [S. Th.]

Erratische Blöcke.

(Mit 2 Abbildungen.)

Die in der ganzen norddeutschen Tiefebene sich vorfindenden erratischen oder Findlingssteine sind Trümmer skandinavischer Felsen, die nach dem Aufhören der sogenannten Eiszeit von schwimmenden Eisbergen aus den Gebirgen Scandinaviens zu uns heruntergetragen wurden. Eine ähnliche Art von

Wanderblöden kommt in den Alpen vor und importirt durch ihre Massenhaftigkeit. Man findet sie in den Schuttwällen oder Moränen an den Endpunkten noch vorhandener Gletscher, aber auch an Orten, wo es heutzutage keine Gletscher mehr gibt, und unsere Abbildungen geben von beiden Arten einen anschaulichen Begriff. Der große erratiche Granitblock auf dem Unter-Margletscher, der nebenbei noch die Form der sogenannten „Gletschertische“ veranschaulicht, ist



Erratischer Granitblock bei Monthey (Schweiz).



Erratischer Granitblock auf dem Margletischer.

„Um das ganze Hamburger Linnenzeug zu bleichen, möchte sie wohl keine ganze Herrschaft Binneberg für ein — lüthes Rümfen ansehen und ihm förder- samst abschwächen.“

Also ist es gekommen, daß die Stadt Hamburg den großen Raum bis an den Altonaer Grenzbach erworben hat. [C. F.]

Die Tafelgeräthe der Königin Viktoria von England, die in zwei mit eisernen Sicherheitswänden versehenen Zimmern aufbewahrt werden, haben einen

von diesem Gletscher dorthin getragen worden, wo er sich jetzt vorfindet. Noch solonaler und ein vollständiges Naturwunder ist der riesige erratiche Block bei Monthey im Intervallis, la pierre des Marmettes genannt. Er ist 21 Meter lang, 11 Meter breit und 10 Meter hoch, sein Gewicht wird auf 150,000 Zolcentner geschätzt. Dieser Wanderblock und die ebenfalls aus Granit bestehende Pierre-du-Trésor bei Orsières stammen von den ehemals viel umfangreicheren Gletschern des Monterosa und Montblanc, die einst bis dorthin reichten.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 40:
Aus verdorbenen Freunden werden die schlimmsten Feinde.

Diamant-Räthsel.

			A	B	D	H	N
	C	A	A	B	D	H	N
I	E	C	C	D	H	L	O
D	J	E	K	H	L	O	T
I	N	P	R	L	O	T	
			T	O	R	T	
			U				

Nach dem Vüßter der vorstehenden Figur sind auß deren Buchstaben zu bilden: 1) ein Buchstabe, 2) ein Arzneymittel, 3) ein Symbol der persönlichen Staatsgewalt, 4) eine Stadt in Tirol, 5) eine Lusterschöning, 6) ein Marincoffizier, 7) ein Baum, 8) ein Sinnesorgan, 9) ein Buchstabe. — Die wagerechte und sentrechte Mittellinie ergeben das Gleiche, eine Lusterschöning. [Erich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösungen von Nr. 40:

des Logogriphs: Eifel — Zweifel;
des Scherz= Räthfels: Reins — Eins.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung,**
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.